

JONATHAN KELLERMAN

Killer



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Der brillante Psychologe Alex Delaware hat Erfahrung mit dem kranken Geist. Dennoch trifft es ihn unvorbereitet, dass seine Aussage in einem bizarren Gerichtsprozess zwischen zwei Schwestern ihn das Leben kosten könnte. Doch Constance Sykes, eine kultivierte und erfolgreiche Wissenschaftlerin, die aufgrund von Delawares Gutachten den Sorgerechtsstreit um ihre Nichte verlor, hat einen Auftragsmörder auf ihn angesetzt. Nur Stunden später findet man aber Connies Leiche. Und sie soll nicht das letzte Opfer bleiben – weitere Menschen, die mit dem Fall Sykes gegen Sykes zu tun hatten, werden kaltblütig ermordet. Als dann auch noch das kleine Mädchen, das im Zentrum des Rechtsstreits stand, spurlos verschwindet, bleiben Sturgis und Delaware nicht mehr viel Zeit, um ein unschuldiges Leben zu retten ...

Weitere Informationen zu Jonathan Kellerman
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Jonathan Kellerman

KILLER

Thriller

Übersetzt
von Kristiana Dorn-Ruhl

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Killer« bei Ballantine Books,
an imprint of The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2015
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Jonathan Kellerman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Joana Kruse / Arcangel Images; FinePic®, München
Redaktion: Sandra Lode
MR · Herstellung: Str.
Satz: DDP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48144-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Besonderer Dank an Vicki Greene, Rechtsanwältin

1

»Ich werde Sie nicht erschießen, Dr. Delaware. Auch wenn ich es besser tun sollte.«

Wie soll man auf so etwas reagieren?

»Herzlichen Dank für die Zurückhaltung.«

»Na, hoffentlich überlegen Sie es sich nicht noch mal anders.«

»Hm. Klingt nach unterschwelligen Mordgelüsten.«

Im Zweifelsfall sagt man am besten gar nichts. In meinem Beruf habe ich es täglich mit Zweifelsfällen zu tun. Aber dieser Rat ist allgemeingültig.

Ich schlug die Beine übereinander, um möglichst unbeeindruckt zu wirken, und sah der Person, die mich gerade bedroht hatte, unverwandt in die glanzlosen braunen Augen, die mir ruhig und gelassen, ohne den geringsten Hauch von Bedauern, entgegenblickten. Ganz im Gegenteil: Aus ihnen sprach nichts als kalte Genugtuung.

Diese Art von schaurigem, leblosem Selbstvertrauen hatte ich schon in den Augen von Psychopathen in Hochsicherheitszellen gesehen. Die Person, die mir gegenüber saß, hatte noch nie mit der Polizei zu tun gehabt.

Es hatte keine Warnsignale gegeben, keine wahnhaften Störungen oder Halluzinationen, keine bizarren Ticks oder unvermittelten Zuckungen, die von Kurzschlüssen im Gehirn herrühren können. Keinen erhöhten Testosteronspiegel, der zu hemmungsloser Gewalt führen kann.

In Sachen Testosteron hatte die Person, die hier gerade mein Leben bedroht hatte, nicht viel vorzuweisen.

Ihr Name war Constance Sykes, aber sie ließ sich Connie nennen. Sie war vierundvierzig, mittelgroß, mittelschlank, und ihr blondes Haar begann langsam grau zu werden. Sie hatte ein hübsches Gesicht mit ausgeprägtem Kiefer, eine weiche Stimme und hielt sich perfekt aufrecht. Die Einserschülerin hatte Chemie studiert, mit summa cum laude ihren Bachelor gemacht und anschließend eine der führenden medizinischen Fakultäten besucht. Es folgten ein praktisches Jahr und die Facharztanerkennung in Pathologie.

Sie besaß ein kleines, privates Labor im San Fernando Valley, das sich auf Geschlechtskrankheiten und seltene Infektionen spezialisiert hatte, fuhr einen Lexus und wohnte in einem Haus, das für eine Person viel zu groß war. Die meisten Menschen hätten sie als wohlhabend bezeichnet; sie selbst beschrieb ihre finanzielle Situation als »komfortabel«.

Immer wenn sie zu mir kam, so auch an jenem Morgen, war sie gepflegt und dezent modisch gekleidet. Sie trug Schmuck, den sie aber jedes Mal nach einer Weile ablegte. Dann betrachtete sie Kettchen, Broschen und Ohrhinge, als wären sie fremdartiges Strandgut, bis sie schließlich stirnrunzelnd alles wieder anlegte, als fände sie den Gedanken, sich zu schmücken, grundsätzlich lästig und täte es nur, weil es eben dazugehörte.

Sie hatte definitiv psychische Probleme, aber nichts hatte auf *so etwas* hingedeutet.

Connie Sykes war bekennender Single und schien vollauf damit zufrieden, dass sie allein lebte, seit sie bei ihren El-

tern ausgezogen war, um zu studieren. Nüchtern hatte sie mir erklärt, dass sie sich voll und ganz selbst genüge und sich nie einen anderen Menschen in ihrem Leben hätte vorstellen können.

Bis »das Baby« kam.

Nicht dass sie eines zur Welt gebracht hatte oder schwanger war. Nein, es war lediglich das Baby, das sie *wollte*, das ihr ihrer Ansicht nach *zustand* – ein Ziel, für das sie weder Kosten noch Mühen scheute.

Das Unterfangen war von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen – mit oder ohne meine Beteiligung –, doch ich war dafür bezahlt worden, meine fachkundige Meinung zu ihrem Fall abzugeben. Connie Sykes hatte gerade erfahren, dass ihr Plan höchstwahrscheinlich nicht aufgehen würde. Sie war es nicht gewohnt zu verlieren und brauchte einen Sündenbock.

Sie hatte jemandem unnötig Schmerz zugefügt, dennoch empfand ich ein gewisses Mitgefühl für sie. Mein bester Freund, ein schwuler Detective bei der Mordkommission, ist der Meinung, Psychologen könnten nicht Nein sagen. (*»Von wegen Doktor No, du bist Doktor Gar-kein-Problem.«*) Im Grunde hat er recht. Wenn ich Spaß an Entsagungen und Verboten hätte, wäre ich nicht Psychotherapeut, sondern Priester geworden oder hätte fürs Weiße Haus kandidiert.

Ich hatte gedacht, wenn Connie Sykes anriefe, würde ich alles in meiner Macht Stehende tun, um sie zu unterstützen. Vielleicht könnte ich ihr ja über das Schlimmste hinweghelfen.

Aber sie rief nicht an. Sie stand einfach vor meiner Tür. Ich hatte nichts anderes vor, und so bat ich sie herein.

Genau wie sonst trat sie ein und setzte sich kerzengerade

auf die Kante meines ramponierten Ledersofas. Sie nahm ihre Brille ab, verstaute sie in einem stabilen Lederetui, das sie in ihre edle italienische Kordelzughandtasche steckte, und lächelte.

»Guten Morgen«, begrüßte ich sie.

»Ach ja?«, erwiderte sie, wobei ihr Lächeln schlagartig erstarb. Sie räusperte sich, als wollte sie zu einer einstudierten Rede ansetzen, dann informierte sie mich, dass sie nicht die Waffe auf mich richten würde. Auch wenn sie das besser tun sollte.

Ich schwieg, weil ich der Meinung war, dass ich so ruhiger wirkte, während wir uns unser Blickduell lieferten. Connie Sykes sah als Erste weg. Sie strich ihre schwarze Gabardine-Hose glatt, fuhr mit der Hand über das cognacbraune Leder ihrer Tasche und klopfte auf eine Ausbuchtung. Mit einem breiten Lächeln wartete sie ab.

Bis ihr Publikum begriffen hatte, was sie damit andeuten wollte.

Dass sie tatsächlich mit einer Waffe gekommen war.

Mein Herz setzte kurz aus, und mein Magen zog sich zusammen – das Entsetzen musste sich in meinem Gesicht gespiegelt haben.

Connie Sykes lachte. Dann stand sie auf, verließ den Raum und ging den Flur entlang.

Normalerweise begleite ich meine Patienten immer zum Ausgang. Diesmal blieb ich, wo ich war, sperrte die Tür ab und presste mein Ohr gegen das Holz, bis ich die Vordertür ins Schloss fallen hörte.

Eine ganze Weile rührte ich mich nicht vom Fleck. Ein Glas Chivas Regal half nicht besonders viel, doch nachdem eine gewisse Zeit verstrichen war und mein Verstand wieder eingesetzt hatte, konnte ich mich schließlich zu der An-

sicht durchringen, dass sie nur Dampf ablassen wollte. So viel, wie ich mit Gerichtsverfahren zu tun hatte, war es ein Wunder, dass so etwas nicht schon viel früher passiert war.

Anderthalb Wochen vergingen, in denen ich nichts mehr von ihr hörte. Sie schlich nicht um mein Grundstück herum, und ich bekam keine anonymen Hass-Mails oder obskuren Anrufe. Ich beschloss, das Ganze zu vergessen.

Nicht vergessen konnte ich indessen, aus welchem Grund Connie Sykes überhaupt zu mir gekommen war. Auch wenn ich hoffte, dass sie mich als blasse, wenn auch bittere Erinnerung abspeichern würde, fürchtete ich, dass ihr Verlust und ihre Trauer noch lange Zeit andauern würden.

Sehr lange Zeit.

2

Bei Scheidungsprozessen gehen manche Menschen auf Angriff wie Bullen in der Stierkampfarena, ohne Rücksicht auf Verluste. Andere schieben hehre Absichten vor und heben sich die Attacke für später auf. Nur ein kleiner Prozentsatz schafft es, höflich und zivilisiert zu bleiben. Die große Masse kämpft mit Guerillamethoden.

Sind Kinder im Spiel, werden sie oft zum Zankapfel, auch und gerade bei Menschen, denen die Familie im Grunde herzlich egal ist, selbst wenn sie das Gegenteil behaupten. Zuzugeben, dass einem der eigene Nachwuchs nichts bedeutet – sprich, auszuleben, wovon man jahrelang geträumt hat, nämlich das ganze Konzept von Familie über Bord zu werfen –, widerspricht sämtlichen gesellschaftlichen Normen.

Oft treiben es gerade die Eltern, die an ihren Kindern überhaupt kein Interesse haben, auf die Spitze, denn es geht vor allem ums Gewinnen.

In den schlimmsten Fällen werden die Kinder zu Handgranaten. Dann wird dem Scheidungsgegner Vernachlässigung oder Missbrauch vorgeworfen, in der Regel zu Unrecht. Doch wenn Kinder im Spiel sind, muss alles überprüft werden. In solchen Fällen ruft das Gericht dann oft jemanden wie mich, um Licht ins Dunkel zu bringen.

Nebenher helfe ich Lieutenant Milo Sturgis vom Los Angeles Police Department, gemeine Mörder zu fassen.

Im Vergleich zu meiner Gerichtsarbeit ist das ein Kinderspiel.

In der Anfangszeit meiner privaten Praxis, nachdem ich das Western Pediatric Medical Center verlassen hatte, ging ich Sorgerechtsfällen tunlichst aus dem Weg. Ich verwies sogar Patienten weiter, die auch nur ansatzweise den Eindruck machten, sie könnten in Konflikt mit dem Gesetz geraten. Ich wusste, dass es sich finanziell lohnte, für das Gericht zu arbeiten, doch ich hatte immer genug zu tun, und Kollegen, die sich mit der Justiz abmühten, klagten darüber, wie chaotisch und willkürlich der ganze Apparat sei, als wäre er von einem Haufen sadistischer Vollidioten zusammengeschustert worden. Die natürlich stets das beste Interesse für das Kind im Sinn hätten.

Meine Praxis lief gut. Überwiegend gesunde Menschen brachten überwiegend gesunde Kinder zu mir, deren Probleme ich kurzfristig behandeln konnte. Patienten, die mir das Gefühl gaben, ein Held zu sein. Wem würde das nicht gefallen?

Dann wurde ein Kind, das bereits bei mir in Therapie war, zu einem Sorgerechtsfall. Die vierjährige Amy wuchs bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf, die im Großen und Ganzen keine Probleme hatte, von mir aber ein paar Tipps hinsichtlich Disziplin, Entwicklung und Schulwahl wollte. Das stille kleine Mädchen verdankte ihre Existenz einem One-Night-Stand ihrer Mama mit einem Mann, den die Kleine nie kennengelernt hatte – einem damals verheirateten ehemaligen Polizisten aus dem Bundesstaat Washington, der wegen Bestechlichkeit aus dem Dienst entlassen worden war, aber möglicherweise noch mehr auf dem Kerbholz hatte.

Der Mann hatte in Amys Leben keinerlei Rolle gespielt, noch hatte er je einen Cent zu ihrem Unterhalt beigetragen. Amys Mutter hatte ihn auf Unterhaltszahlungen verklagt, machte aber keinen Druck, denn sie kam im Grunde auch so gut zurecht.

Eines Abends stand er vor ihrer Tür. Er versuchte, sie zu packen und zu küssen, und präsentierte ihr dann mit schmierigem Grinsen eine Klage auf gemeinsames Sorgerecht. Seit seiner Entlassung aus dem Polizeidienst hatte er nur sporadisch gearbeitet. Er war erst kürzlich geschieden worden und durfte seine anderen beiden Kinder nicht sehen, daher hatte er beschlossen, es sei an der Zeit, sich »um die Kleine zu kümmern«. Sie sehe ihm ohnehin ziemlich ähnlich.

Man hätte annehmen sollen, dass er keine Chance haben würde, sich in Amys Leben zu drängen. Aber da hatte man die Rechnung ohne die sadistischen Vollidioten der Justiz gemacht.

»Papa« hatte einen Anwalt mit aggressiven Neigungen eingeschaltet, der ein wortreiches psychologisches Gutachten verfassen ließ; darin wurde dringend eine »Fünfzig-fünfzig-Regelung« empfohlen, nach der Amy wöchentlich zwischen Los Angeles und Spokane im Bundesstaat Washington hin- und herfliegen sollte. Das alles »klar und deutlich zum psychosozialen Wohl des Kindes«.

Die Autorin dieses Pamphlets, eine gewisse Joan Mort, hatte weder Amy noch deren Mutter je kennengelernt, sondern sich stattdessen auf »sorgfältig dokumentierte Forschungsergebnisse zur schädlichen Wirkung von Vaterlosigkeit auf Kinder, insbesondere präpubertierende Mädchen« gestützt.

Amys Mutter konnte schon die Therapie kaum bezah-

len, und so schrieb ich meinen Bericht kostenlos. Der vorsitzende Richter – einer derjenigen, die tatsächlich lasen, was auf ihrem Schreibtisch landete –, berief ein Treffen mit den Anwälten und Sachverständigen beider Parteien ein.

Ich begegnete Dr. Joan Mort auf dem Flur des Gerichtsgebäudes – eine ältere Frau mit einem leicht schielenden Auge und allen wichtigen Diplomen und Referenzen. Sie hatte einen wippenden Gang und eine dieser leisen, pseudosüßen Therapeutenstimmen, die leicht anstrengend werden. Sie nahm meine Hand mit beiden Händen, erklärte, es sei eine Freude, mich kennenzulernen, und sie bedanke sich herzlich für meinen Beitrag. Als saßen wir im selben Boot.

Vor dem Richter wollte sie als Erste sprechen. Langsam und deutlich, in routiniertem Gelehrtenduktus und unter Verwendung zahlreicher Fachjargonausdrücke brachte sie ihre absurde These vor, unterfüttert mit vermeintlichem Fachwissen. Aus ihrem Mund klang es beinahe plausibel, eine Vierjährige einem kriminellen Fremden anzuvertrauen.

Schließlich blätterte sie die letzte Seite ihres Gutachtens um und tätschelte mit aufmunterndem Lächeln meine Hand.

Sie sind dran, Sunnyboy.

Ich fing an, ihren kleinen Vortrag Punkt für Punkt zu widerlegen, gleichmütig, ohne die Stimme zu erheben, selbst bei einem kleinen Exkurs über gewisse Schwindler und Scharlatane, die für Geld alles schrieben – selbstverständlich moderat formuliert: »Oberflächliche sogenannte psychologische Gutachten, die den Patienten vollkommen außen vor lassen, stoßen im besten Fall an wissenschaftliche

und ethische Grenzen. Schlimmstenfalls jedoch übertreten sie diese auf höchst destruktive Weise. Solches Handeln ist ganz allgemein anstößig zu nennen, doch wenn das Wohl eines Kindes auf dem Spiel steht, ist es grausam und in höchstem Maße zu verurteilen.«

Mort und der Anwalt, der sie beauftragt hatte, erblassen, ebenso der Anwalt von Amys Mutter.

Nur der Richter musste mühsam sein Grinsen unterdrücken. Er bedankte sich bei den Anwesenden und schloss das Meeting. Joan Mort ging allen voran hinaus. Ich hatte den Eindruck, dass ihr Gang etwas an Schwung verloren hatte.

Am nächsten Morgen rief mich der Richter an und fragte, ob wir uns treffen könnten.

»Darf ich fragen, warum, Euer Ehren?«

»Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Über Amy?«

»Oh, der Fall ist abgeschlossen und dürfte sehr in Ihrem Sinne ausgegangen sein. Nein, ich möchte gern über ein paar allgemeine Themen mit Ihnen sprechen. Wenn Sie für Ihren Zeitaufwand entschädigt werden möchten – das Gericht hat für solche Fälle ein Sonderkonto.«

»Nicht der Rede wert«, entgegnete ich. »Sie dürfen mich aber gern zum Mittagessen einladen.«

Wir trafen uns in einem Steakhaus nicht weit vom Gericht, das Milo gern besucht, wenn er mit Zeugen oder stellvertretenden Bezirksstaatsanwälten reden muss. Die hosenbundsprenge Liste seiner Lieblingsgerichte enthält genug rotes Fleisch für ein ganzes Viehtreiberteam von Cowboys, und ich habe kein einziges Mal erlebt, dass er aus einem Restaurant Reste mitgenommen hätte. Der Richter,

ein durchtrainierter Mann über sechzig, knabberte an einem Ribeye-Steak und nippte an einem Martini, während er mir erklärte, dass er meinen Stil möge und mich gern als festes Mitglied im Gremium der Sorgerechtxperten bei Gericht sehen würde.

»Ist Joan Mort auch Mitglied?«

»Ja.«

»Dann können Sie das vergessen.«

»Es ist eine Liste mit Namen, Dr. Delaware. Listen sind nie perfekt.«

»Das stimmt, aber ich habe kein Interesse daran, diesem Verein beizutreten.«

»Hohe Ansprüche.«

»Ich bemühe mich.«

»Hm«, sagte er. »Anders als die meisten Ihrer Kollegen reden Sie nicht um den heißen Brei herum.«

»So sagt man wohl über mich.«

»Wollen Sie es sich nicht doch überlegen? Gerade wegen Leuten wie Mort sollten Sie es tun. Der Justizapparat braucht dringend frischen Wind.«

»Das glaube ich gern, aber ich bin sehr zufrieden mit meiner Praxis, und ich will mich wirklich nicht in diese ...«

»Kloake« war das Wort, das mir in den Sinn gekommen war, doch während ich noch nach einer höflicheren Variante suchte, vollendete er meinen Satz: »Jauchegrube begeben? Ja, der Laden kann allerdings zum Himmel stinken. Aber jetzt sage ich Ihnen was: In ein paar Wochen werde ich zum Gerichtspräsidenten ernannt, und ich habe vor, den Stall auszumisten. Wollen Sie mir nicht dabei helfen, Doc?«

»Wobei? Ich werde sicher nicht den Bluthund für Sie spielen und die bösen Buben zerfleischen.«

»Nein, nein, das sollen Sie ja auch gar nicht – nur gleichbleibend gute Arbeit leisten und auf diese Weise unseren Standard verbessern. Im Moment kann ich nur meine eigenen Fälle beeinflussen; sobald ich Präsident bin, habe ich zwar theoretisch mehr Macht, aber die Realität ist, dass meine geschätzten Kollegen sich in ihrem Gerichtssaal aufführen wie kleine Diktatoren. Da müsste einer schon eine Ziege auf dem Flur vergewaltigen, um entlassen zu werden.«

Bei der Vorstellung musste ich grinsen. »Da bekommen die heiligen Hallen der Justiz eine ganz neue Bedeutung.«

»Ha.«

»Was soll ein neuer Psychologe denn bringen?«

»Es ist ein Anfang. Es gibt noch mehr anständige Sachverständige, sogar auf der Liste des Gerichts. Aber ich habe noch nie jemanden erlebt, der so bestimmt auftrat wie Sie. Wir könnten solche Durchsetzungskraft gut gebrauchen.«

»Ich fühle mich geschmeichelt, Euer Ehren, aber ...«

»Nennen Sie mich Steve.«

»Justiz ist nicht mein Ding, Steve.«

Schulterzuckend zerteilte er sein Fleisch in kleine Dreiecke, aß ein paar Bissen und trank einen Schluck. Dann fuhr er fort: »Wie wäre es damit, Alex: Sie müssen nicht Mitglied des Gremiums werden, sondern ich teile Ihnen die Fälle direkt zu – und ermuntere die schlaueren unter meinen Kollegen, das Gleiche zu tun. Auf diese Weise kommen Sie nicht als Prozessgeier rüber, weil Sie nämlich nicht für eine der Parteien arbeiten, sondern für das Gericht. Als jemand, der objektiv die Fakten sieht.«

»Und das soll alles vom Sonderkonto bezahlt werden?«

»Nein, Sie würden entlohnt wie alle anderen auch.«

»Von den streitenden Parteien?«

»Zu gleichen Teilen, damit sich keiner benachteiligt fühlt.«

»Steve, wenn die Leute Geld bezahlen, fangen sie an, Ansprüche zu stellen.«

»Ich werde die Regeln klar und deutlich formulieren.«

»Außerdem würden da erhebliche Summen zusammenkommen«, sagte ich. »Der übliche Ansatz – kurzes Gespräch, ein paar psychologische Tests, ein Standardbericht – ist ein Witz. Es richtig zu machen kostet Zeit, und Zeit ist Geld.«

»Was Sie verlangen, ist Ihre Sache.«

»Besuche zu Hause, in der Schule, Gespräche mit Verwandten, Freunden – alles, was ich für relevant halte. Reisekosten – von Tür zu Tür, so wie die Anwälte abrechnen.«

»Von dem Moment an, in dem Sie Ihr Büro verlassen, bis zu Ihrer Rückkehr dorthin. Absolut fair.«

»Ich würde auf einem Vorschuss bestehen.«

»Auch das.«

»Ich würde mein Stundenhonorar verdoppeln. Wir reden hier von richtig viel Geld, Steve.«

Er legte seine Gabel hin. »Sie würden also nicht bei Fällen mit Bedürftigen tätig werden. Das macht auch nichts, die ziehen sich selten in die Länge.«

»Sobald kein Geld mehr fließt, hören die Anwälte auf, Anträge einzureichen.«

Er lächelte. »Sie wollen nicht, deshalb schrauben Sie Ihren Preis so hoch. Leider zieht das bei mir nicht, Alex. Sollte sich jemand über Gebühren beschweren, soll er zu mir kommen. Ehrlich? Von mir aus dürfen Sie sich dabei eine goldene Nase verdienen, ich habe nichts gegen reiche Leute. Sie haben im Western Pediatric gearbeitet, mein Sohn war dort als Pharmazeut, ich kenne die Gehälter. Ganz of-

fensichtlich haben Sie Ihren Beitrag für die Gesellschaft bereits abgeleistet.«

»Sie haben Nachforschungen über mich angestellt?«

»Ich wollte nur sichergehen, dass das, was ich live von Ihnen gesehen und gehört habe, fundiert ist, und das ist es in der Tat. Sie haben einen eindrucksvollen Lebenslauf und genau die Art von Forschungserfahrung, die auch einem Kreuzverhör standhält.«

Gin und Wermut verschwanden in seiner schlanken Kehle. »Jawohl, das war ein weiterer Versuch, Ihr Ego zu streicheln. Hat es funktioniert?«

Ich antwortete nicht.

»Sind Sie wirklich so starrköpfig? Verdammter Mist, Sie hätten wirklich etwas bewirken können.«

Er winkte nach der Rechnung.

»Also gut«, sagte ich. »Ich werde es versuchen.«

»Hervorragend. Wie wär's mit einer Nachspeise?«

»Nein, danke.«

»Dann nehme ich auch keine – und stecken Sie die Karte weg, das geht auf mich.«

»Nicht nötig«, widersprach ich.

»Nicht nötig, aber ein Zeichen für gute Manieren. Etwas, das wir beide gern öfter sehen würden, Alex, sowohl bei unserer ewigen Suche nach der Wahrheit als auch ganz allgemein in der Gesellschaft.«

Wir verließen das Restaurant und reichten dem Parkwächter unsere Tickets. Der Richter fuhr einen relativ neuen schwarzen Porsche 911. Als er meinen Seville sah, sagte er: »Vergangene Pracht aus Detroit. Sie sind ein treuer Mensch.«

Ehe ich reagieren konnte, saß er schon hinter dem Steu-

er und ließ den Motor an. Er fuhr ein paar Meter weit, stoppte dann und winkte mich heran.

Als ich mich in sein Fenster lehnte, sagte er: »Rechnen Sie damit, dass Joan Mort sich bald von der Liste verabschieden wird.« Breites Grinsen. »Zumindest reagiert sie auf konstruktive Kritik.«

3

Es vergingen fast zwei Monate, bis ich wieder von Richter Yates hörte, und ich dachte schon, er hätte es sich anders überlegt. Doch kurz nachdem die *Los Angeles Times* von seiner Beförderung zum Gerichtspräsidenten berichtet hatte, schickte er mir seinen ersten Fall, einen Streit zwischen zwei wohlmeinenden, besonders fürsorglichen Eltern, die sich von ihren blutrünstigen Anwälten hatten aufhetzen lassen.

Als Erstes zog ich Erkundigungen über die Anwälte ein und erfuhr, dass sie beide böse Scheidungen hinter sich hatten. Ich traf mich getrennt voneinander mit den Eltern, die jeweils eine satte Dosis Gift verspritzten, und machte einen Termin mit den Kindern.

Die drei wirkten ausgeglichen, aber angemessen ängstlich. Ich ignorierte die wiederholten Anrufe der Anwälte und lud die Eltern noch einmal ein, um ihnen zu sagen, dass sie gute Menschen seien, die nur ein wenig in die Irre geführt worden waren. Sie hätten aber noch die Chance, das Steuer herumzureißen. Andernfalls würden sie riskieren, dass ihre Kinder langfristige psychische Schäden davontrügen. Beide waren daraufhin schwer erzürnt und widersprachen mir heftig. Die Mutter ging sogar so weit, meine Qualifikation infrage zu stellen. Dass der Vater nicht ins gleiche Horn blies, lag nur daran, dass er viel zu wütend auf sie war, um mit ihr einer Meinung zu sein.

Ich ließ trotz allem nicht locker, was schließlich dazu führte, dass sie sich spontan gegen mich verbündeten. Nach ein paar weiteren Sitzungen erklärten sie sich bereit, die Kinder bei ihrem Gerangel um die Finanzen aus dem Spiel zu lassen. Ich erklärte ihnen, das sei wirklich das Mindeste, was sie tun könnten. Wir holperten durch weitere Termine, die am Ende in eine vernünftige Sorgerechtslösung mündeten. In meinem Bericht lobte ich die Kooperationsbereitschaft der Eltern. Richter Yates zitierte mich in seiner Beschlussbegründung und schickte seinen Bericht mit veränderten Namen an die Kollegen: zur Nachahmung empfohlen.

Da ich nicht damit gerechnet hatte, dass das Verfahren so schnell zum Abschluss kommen würde, hatte ich meinen Vorschuss viel zu hoch angesetzt. Ich erstattete den Eltern die überzählige Summe, woraufhin ich eine nach Blumen duftende Karte und einen Flakon Armani-Rasierwasser von der Mutter und ein Taschenbuch über Baseball vom Vater bekam. Geschenke anzunehmen widersprach meinem Berufsethos, und so schenkte ich das Rasierwasser dem Mann, der meinen Fischteich pflegte, und spendete das Buch einer Leihbücherei.

Sechs Wochen später bekam ich den nächsten Fall von Yates und überlegte zufrieden, dass ich bei dieser Frequenz immer noch genügend Zeit für meine Patienten haben würde.

Der zweite Fall war anders: zwei ordentliche Anwälte, die ein schreckliches Scheidungspaar vertraten. Am Ende kam es zu einer Einigung, doch ich hatte kein Vertrauen in deren Bestand. Zumindest hatte ich das Gefühl, mein Bestes gegeben und für zwei bereits ziemlich sprung- und zwanghafte Kinder etwas bewirkt zu haben.

Diesmal hatte der Vorschuss bei Weitem nicht ausgereicht, doch ich verzichtete darauf, die zusätzlichen Kosten in Rechnung zu stellen.

Acht Tage später bekam ich Fall Nummer drei. Nummer vier bis sieben folgten rasch hintereinander, und am Jahresende hatte ich dreizehn Gutachten geschrieben und ein gutes Gespür für den Justizapparat entwickelt.

Im Los Angeles County wird, wenn sich zwei Parteien nicht einigen können, vom Gericht ein Schlichter eingesetzt. Diese Schlichter sind bei Gericht angestellte Sozialarbeiter oder Therapeuten mit Unidiplom, und einige davon sind hervorragend. Leider ist ihr Arbeitspensum erdrückend, und die Schlichtungsverfahren sollen möglichst kurz und knapp ablaufen. Wird keine Einigung erzielt, sind die Konsequenzen gleich null: Die Akte wird einfach nur zurückgeschickt, und zusätzliche Untersuchungen werden angesetzt, durch Psychologen oder Psychiater von der Liste des Gerichts oder einen Therapeuten, auf den sich die beiden Streitparteien geeinigt haben. Oder durch einen, den der Gerichtspräsident wärmstens empfiehlt.

Manchmal klappt es, dass sich die Parteien auf einen Therapeuten einigen, meistens aber nicht. Menschen, die ohnehin nicht miteinander reden können, sind ebenso wenig in der Lage, gemeinsam so eine komplexe Sache wie Kindererziehung zu bewältigen, wie ein Schimpanse, Physik zu unterrichten.

Außerdem, wie Yates mich bereits im Vorfeld gewarnt hatte, führen die Richter in ihren Gerichtssälen ein diktatorisches Regime. Manche nutzen ihre Autorität weise, doch andere sind wie Gaddafis in schwarzen Roben, willkürlich und ohne Realitätsbezug.

Wenn Steve einen Fall selbst behielt, standen die Chancen, eine Einigung zu erzielen, bestens. Wenn jedoch ein anderer Richter übernahm, war der Ausgang unvorhersehbar, ganz gleich, was ich tat. Das allein hätte eigentlich genügen müssen, um mich zum Aufgeben zu bringen. Gleichwohl stellte ich fest, dass mir die Pleiten weniger ausmachten, als ich gedacht hatte, und zwar deshalb, weil die Siege so befriedigend waren. Und selbst bei den üblen Fällen konnte ich die Kinder wenigstens ein Stück weit therapeutisch begleiten.

In Wahrheit steckte aber noch mehr dahinter. In neuen Situationen lernt man viel über sich selbst. Ich hatte mit vierundzwanzig meinen Doktor in der Tasche gehabt und überlegt, noch ein Jurastudium anzuhängen, mich dann aber dagegen entschieden. Ich wollte *heilen*, nicht streiten.

Es kam somit nicht überraschend für mich, dass es mir Spaß machte, mir mit den Anwälten einen Schlagabtausch zu liefern – oder auch in den Zeugenstand zu treten, was allerdings nicht sehr häufig vorkam. Das erste Mal – bei Fall Nummer acht – war ich höllisch nervös und vermochte das kaum zu verbergen. Als ich den Saal wieder verließ, konnte ich mir ein selbstgefälliges Grinsen nicht verkneifen. Ab da empfand ich Zeugenaussagen als ein erfreuliches Erlebnis, das meinen Adrenalinpiegel hochjagte. Die meisten Anwälte halten Psychiater wie der gute alte Perry Mason aus der Fernsehserie für aufgeplusterte Waschlapen und sind dann nicht darauf vorbereitet, wenn ihnen einer selbstbewusst und resolut entgegentritt.

Bald war ich berühmt-berüchtigt als zwanghaft gründlicher, schwer zu fassender Mistkerl, was zur Folge hatte, dass ich kaum jemals ins Kreuzverhör genommen wurde.

Mein Ruf hatte sich offenbar noch nicht bis in die obers-

te Etage einer »Familienkanzlei« aus Beverly Hills herumgesprochen, deren Seniorchef, Sterling Stark, mich wegen Fall Nummer elf anrief. Er habe, wie er mir erklärte, nicht selbst mit dem Fall zu tun, aber einer seiner Angestellten, und er wolle sich nun »persönlich einschalten«.

»Wieso das, Mr Stark?«

»Habe Ihren Bericht gelesen, Doktor.« Pause. »Gefällt mir nicht, Ihr Bericht, Doktor.«

»Aha.«

»Sie werden ihn umschreiben.«

»Wie bitte?«

»Sie sollen ihn umschreiben, Doktor.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Wollen Sie denn nicht wissen, was Sie hineinschreiben sollen?«

»Nein.«

»Gar nicht interessiert?«

»Der Bericht ist vollkommen korrekt.«

»Sagen Sie. Glauben Sie mir, Doktor, Sie werden ihn umschreiben.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Weil ich Sie sonst als regulären Zeugen vorladen lasse, nicht als Sachverständigen. Wissen Sie, was das bedeutet, Doktor?«

»Sie werden es mir sicher gleich sagen, Mr Stark.«

»Sie werden für Ihre Zeit nicht bezahlt.«

Ich sagte nichts.

»Ich werde Sie wochenlang beschäftigen, *Mister Delaware*. Ich werde Ethikklagen einreichen, ich werde überhaupt einen Antrag nach dem anderen stellen und immer wieder Vertagung beantragen. Sie werden so lange im Flur auf der Bank sitzen, bis Ihr Hintern ganz blau ist.«

»Klingt nicht so nett.«

»Ganz genau, Doktor, ganz genau. Also sind wir uns einig?«

»Hm«, machte ich.

»Wann kann ich damit rechnen, dass Sie ...«

»Gar nicht.«

Pause. »Haben Sie nicht gehört, was ich gesagt habe? Ich habe Sie gewarnt.«

»Tja«, sagte ich. »Sie können es gern versuchen. Arschloch.«

Klick. Ich habe nie wieder von ihm gehört.

Als Dr. Constance Sykes ihre Schwester Cherie Sykes wegen des Sorgerechts für deren sechzehn Monate alte Tochter Rambla Pacifico Sykes verklagte, glaubte ich, mich könnte nichts mehr überraschen.

Doch dann war der Fall von Beginn an speziell. Da sie kein Elternteil war, konnte Connie nicht beim Familiengericht klagen. Ihre Anwältin fand eine kreative Lösung: Sie sollte beim Nachlassgericht die Vormundschaft für das Kind einklagen, mit der Begründung, dass Cherie als Mutter unfähig sei und das Baby bereits für drei Monate bei ihr »geparkt« und damit stillschweigend anerkannt habe, dass sie die bessere Mutter sei.

Ich hatte noch nie in einer Nachlassangelegenheit mitgewirkt. Der Fall war bei mir gelandet, weil Richterin Nancy Maestro die Schwägerin des inzwischen pensionierten Richters Stephen Yates war und er ihr meinen Namen gegeben hatte. Das Arrangement, das ich mit dem Familiengericht hatte, würde sich ganz einfach übertragen lassen – ich würde als unparteiischer Ermittler für das Gericht tätig werden.

Der Fall klang spannend, und so willigte ich ein, bei Richterin Maestro vorbeizuschauen. Ich war ohnehin schon in der Innenstadt, weil ich beim stellvertretenden Bezirksstaatsanwalt John Nguyen zu einem Mehrfachmörder aussagen musste, den Milo letztes Jahr gefasst hatte. Von Nguyens Büro in der West Temple Street bis zum Stanley-Mosk-Gericht in der North Hill Street waren es nur fünf Minuten zu Fuß.

Maestros Reich war leicht zu finden, ein menschenleerer, aber gut beleuchteter Saal mit einem Hinterzimmer, dessen Tür im Rücken der Richterbank lag. Davor stand ein breit gebauter Gerichtsdienstler in der hellbraunen Uniform der Sheriffs, die dicken Arme vor der Brust verschränkt. Seine Brille war leicht getönt, gerade so viel, dass man seine Augen nicht erkennen konnte. Er zeigte keine Regung, als ich mich näherte. Mein Lächeln ließ ihn völlig unbeeindruckt.

Auf seiner Marke stand *H.W. Nebe*. Er war Mitte, Ende fünfzig, weißhaarig und hatte ein wettergegerbtes Gesicht, das ohne die zusammengepressten Lippen beinahe onkelhaft gewirkt hätte.

»Dr. Delaware«, stellte ich mich vor. »Ich habe einen Termin bei Richterin Maestro.«

Die Mitteilung ließ ihn kalt. »Ihren Ausweis, bitte.«

Nachdem er meinen Führerschein gemustert hatte, unterzog er mich einer zweiten optischen Prüfung. »Nehmen Sie doch bitte Platz, Doktor.«

Im Jahr zuvor war ein Strafrichter nach Feierabend in seinem Büro erstochen worden. Es gab Gerüchte, nach denen Eifersucht im Spiel gewesen sein sollte, doch der Fall war nicht gelöst, und so beschloss ich, die Vorsicht des Deputys für gerechtfertigt zu halten.

Ich nahm in der ersten Reihe des Saales Platz, dort, wo die Angeklagten sitzen. Nebe nahm umständlich ein Funkgerät in Betrieb und ging außer Hörweite. Nach einem kurzen Dialog drehte er seine bronzefarbenen Gläser in meine Richtung und krümmte einen Finger. »Okay.«

Er führte mich durch die Tür in ein kleines Vorzimmer. Eine weitere Tür trug in ramponierten schwarzen Lettern die Aufschrift *Richterzimmer*.

Nebe klopfte. Eine Stimme sagte: »Herein.«

Nebe sah mich an. »Das gilt wohl Ihnen.«

Steve Yates hatte ein eindrucksvolles, mit Eiche vertäfeltes Allerheiligstes gehabt, das genauso aussah, wie man sich den Rückzugsort eines Richters vom Obersten Gericht vorstellt. Nancy Maestros Büro war ein Zwanzig-Quadratmeter-Raum mit abgehängter Decke, weißen Wänden und ebensolchen Bücherregalen, einem Schreibtisch mit Holzplatte und ramponierten Metallbeinen, zwei unbequem aussehenden Besucherstühlen und einem Laptop. Das Fenster zeigte innerstädtisches Grau und einen Himmel, der ebenfalls mehr grau als blau war.

Sie stand auf, um mir die Hand zu geben, und sank dann wieder auf ihren Schreibtischstuhl zurück. Nancy Maestro war eine etwas mollige, hübsche Brünette, Anfang vierzig. Sie trug violetten Lidschatten über ihren wachen braunen Augen und pfirsichfarbenes Rouge auf ihren ausgeprägten Wangenknochen. Auf ihren vollen Lippen schimmerte Lipgloss. Das Zimmer roch nach White-Shoulders-Parfum. An einem Ständer in der Ecke hingen zwei schwarze Roben. Sie hatte einen taubenblauen Hosenanzug an, dazu trug sie einen cremefarbenen Seidenschal, den sie locker um den Hals gelegt hatte, Perlenohrringe und -kette. An

ihren Zeigefingern prangte je ein Edelstein, aber ein Ehering war nicht zu sehen.

»Hallo, Dr. Delaware. Sie sind das also.«

Ich hob eine Braue.

»Der Smarte. So nennt mein Schwager Sie – unter anderem.«

»Wie zum Beispiel: der Aggressive?«

»So in etwa«, sagte Nancy Maestro. »Und vielleicht sind Sie deshalb genau der Richtige für den Schlamassel, den wir hier haben: zwei total Irre und ein Baby, das einem nur leidtun kann.«

»Rambla.«

»Rambla Pacifico. Wissen Sie, was das ist?«

»Eine Straße in Malibu.«

»Sie kennen sich aus, Dr. Alex Delaware.« Sie lehnte sich zurück, fischte zwei Hershey's-Minischokoriegel aus einer Dose auf ihrem Schreibtisch und bot mir einen an. Als ich ablehnend den Kopf schüttelte, sagte sie: »Gut, dann esse ich beide.« Sie kaute genüsslich und faltete das Papier, bevor sie es in einen für mich nicht sichtbaren Papierkorb warf. »Die Straße in Malibu, wo das Kind gezeugt wurde. Das ist das Einzige, worin sich die zwei Verrückten einig sind.« Sie nahm die Süßigkeitendose ins Visier, schob sie dann aber weg. »Rambla Pacifico. Als Erinnerung an den Moment. Ein Glück für das Kind, dass es nicht in Schmuckler's Bar & Grill passiert ist.«

Ich lachte.

Die Richterin fuhr fort: »Das wird sicherlich das letzte Mal sein, dass Sie mich über diesen Fall etwas Witziges sagen hören. Was wissen Sie über Nachlassverfahren?«

»Nicht viel.«

»Überwiegend haben wir es hier mit unstrittigen Fäl-

len zu tun. Wir eröffnen Testamente, wickeln Nachlässe ab, ordnen Vormundschaften für Personen an, die unzweifelhaft unmündig sind. Hin und wieder kommt es auch vor, dass wir einen Vormund für Kinder bestellen, aber das sind zumeist auch völlig unstrittige Fälle: Leute, die froh sind, ihren Nachwuchs loszuwerden, psychisch Kranke, Drogenabhängige, Kriminelle mit langen Haftstrafen – da stellt niemand infrage, dass hier Großeltern, Tanten, Onkel, wer auch immer übernimmt. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill?»

»Es ist hier anders als beim Familiengericht.«

»Ich könnte gar nicht so viel verdienen, dass ich Familie machen würde; lieber schwere Bandenkriminalität als dieser Sumpf, der sich auftut, wenn zwei Menschen beschließen, den Bund fürs Leben aufzulösen.« Sie blickte zur Seite. »Wie kommen Sie damit zurecht?»

»Das ist nicht das Einzige, was ich tue.«

»Sie arbeiten auch mit Patienten.«

Ich nickte. Mehr musste sie nicht wissen.

»Wie auch immer«, fuhr sie fort, »zurück zu *Sykes gegen Sykes*: Im Prinzip ist es ein versteckter Sorgerechtsfall, den ich am liebsten gleich ans Familiengericht zurückverweisen oder, noch besser, gleich zu den Akten legen würde.«

»Warum haben Sie ihn dann übernommen?»

»Weil es das Gesetz vorschreibt.« Sie rollte ein paar Zentimeter vor. »Können Sie ein kleines Geheimnis bewahren? Natürlich können Sie das, schließlich sind Sie Psychotherapeut. Ich halte mich zurück, weil ich mit einer Beförderung rechne. Es sieht zwar nur nach einer horizontalen Versetzung aus. Tatsächlich aber werde ich am Strafgericht über Fälle entscheiden, in denen es um Wirtschaftskriminalität und somit um jede Menge Geld geht. Finanzdelikte

waren meine erste Liebe; bevor ich hier anfing, habe ich als Staatsanwältin auf dem Gebiet gearbeitet, später auch auf der anderen Seite als Verteidigerin. Meine Überlegung war, wenn ich mein Spektrum erweitere, werde ich für die richtig dicken Unternehmensfälle interessant. Das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann, ist ein strittiger Fall mit Revision oder gar eine Zurückverweisung. Also habe ich die Sykes-Geschichte angenommen und hoffe jetzt, dass Sie mir helfen können, sie so sauber und schnell wie möglich durchzuziehen.«

»Ich verstehe, aber ich muss nach meinem eigenen Tempo arbeiten ...«

»Das verstehe ich natürlich«, unterbrach sie mich. »Ich will Ihnen auch nicht erklären, wie Sie Ihre Arbeit tun sollen, ich lege Ihnen nur meine Prioritäten dar: Ich werde diesem Fall nicht eine Nanosekunde mehr Zeit widmen, als er verdient. Insofern werden mir objektive psychologische Erkenntnisse helfen, mein Ziel schneller zu erreichen. Okay?«

»Okay.«

»Sicher, dass Sie keine Schokolade möchten? Die setzt Endorphine frei.«

Ich lächelte.

»Also gut«, sagte sie. »*Sykes gegen Sykes* – oder wie ich lieber sage, Drache gegen Loser. Sykes eins – der Drache – ist Constance: gut verdienende Medizinerin, wohnt in Westwood in einem Haus, das Millionen gekostet hat, und könnte sich ein Kind mehr als leisten. Dummerweise hat sie selber keins, will sich aber jetzt unbedingt eins zulegen – indem sie einfach ihrer jüngeren Schwester deren Baby wegnimmt.« Sie drehte ihren Stuhl nach links und fuhr sich mit dem Finger über eine ihrer gezupften Augen-

brauen. »Damit wären wir bei Sykes Nummer zwei: Cherie. Immer wieder arbeitslos, ein paar frühere Vergehen, lebt hauptsächlich von Stütze. Das Kind ist unter dem Himmel von Malibu gezeugt worden, aber wer der Vater ist, will sie nicht sagen. Wohnt in einer schäbigen Bude in East Hollywood, und ich könnte mir vorstellen, dass Klein-Rambla später keine Eliteschulen besuchen wird.« Sie runzelte die Stirn. »Gut möglich, dass sie irgendwann selbst vom Staat abhängig sein wird, aber das ist nicht mein Problem.«

»Cherie hat Probleme, aber nichts in ihrer Vergangenheit deutet darauf hin, dass sie als Mutter unfähig ist.«

»Vielleicht gibt's ja doch was«, sagte Nancy Maestro. »Ich meine, liefern Sie mir irgendwas – mangelnde Selbstbeherrschung oder, besser noch, offene Gewalt, ein Schwerverbrechen, Drogenabhängigkeit, irgendwas, das dieses Kind in Gefahr bringt, sodass ich etwas habe, mit dem ich arbeiten kann und wir am Ende alle mit gutem Gefühl heimgehen können.«

»Sie glauben, das Kind wäre bei Connie besser aufgehoben.«

Ihre Augen blitzten auf. »Das habe ich nicht gesagt. Wenn Sie Connie kennenlernen, werden Sie verstehen, warum. Ich will nur klare Vorgaben, um einerseits die Sicherheit des Babys zu gewährleisten und andererseits im Rahmen des Gesetzes zu bleiben.«

»Der Drache«, sagte ich. »Connie hat also einen schwierigen Charakter.«

Statt zu antworten, spielte sie mit der Schokoladendose. »Haben Sie Kinder, Doktor?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Früh geheiratet, geschieden, erwachsen geworden. Mein Leben ist prima, so wie es ist. Connie

Sykes dagegen kommt mir so vor, als hätte sie für ihre Karriere privat extrem zurückgesteckt; jetzt hat sie keine Lust mehr, allein zu leben, und will aus dem Stand eine Familie gründen.«

»Auf Kosten ihrer Schwester.«

»Richtig, das haben wir ja auch noch: das Verhältnis zu ihrer Schwester. Oder besser das nicht vorhandene Verhältnis zu ihrer Schwester. Was Cherie nicht davon abgehalten hat, das Kind bei Connie abzuladen, um mit irgendeiner Rockband auf Tour zu gehen.«

»Für wie lange?«

»Achtundachtzig Tage«, sagte sie. »Connies Anwalt behauptete, es wären drei Monate gewesen, Cheries Anwalt hat nachgezählt und die Behauptung angefochten. In seitenlangen zähen Ausführungen. Nur damit Sie wissen, womit ich es hier zu tun habe.«

Ich nickte. »Hatte Cherie während ihrer Abwesenheit Kontakt mit Connie oder dem Kind?«

»Connie behauptet, sie habe ein paar Anrufe erhalten. Cherie behauptet, sie habe häufig versucht, Connie telefonisch zu erreichen, sei aber nicht durchgekommen. Als Cherie kam, um das Baby abzuholen, wollte Connie es ihr nicht geben. Es kam in Connies Firma zu einer Szene.«

»In ihrer Praxis.«

»Es ist mehr so etwas wie ein Labor, Connie ist Pathologin. Sie behauptete, das Kind dorthin mitzunehmen, weil es das Beste für die Kleine sei. Statt Rambla irgendwo in einer Krippe oder bei einer Tagesmutter abzugeben, würde sie ihr Personal anhalten, »regelmäßig nach dem Baby zu sehen«. Jedenfalls war es am Ende so, dass Cherie die Angestellten beiseitegestoßen und sich Rambla geschnappt hat.« Sie verzog das Gesicht. »Dieser Name, unglaublich.

Man stelle sich vor, das Stelldichein hätte am Busch Drive stattgefunden.«

»Connie hat eine Bindung zu dem Kind entwickelt, Cherie hat dazwischengefunkt, jetzt sind sie Todfeinde.«

»Schön zusammengefasst, Doc – darf ich Sie Alex nennen?«

»Ist mir sogar lieber.«

»Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, Alex. Dr. Connie durchlebt mit Sicherheit größere Verlustängste, aber das verschweigt sie wohlweislich in ihrer Klage, weil der Gefühlshaushalt von irgendwelchen Verwandten das Gericht nicht die Bohne interessiert. Ihr Hauptargument ist: Dass Cherie das Kind bei ihr gelassen hat, beweist a) dass Cherie als Mutter unfähig ist und b) dass Cherie sowieso wollte, dass Connie das Baby behält; sie hätten das mündlich vereinbart, und es sei nur Cheries ›schwacher Impulskontrolle‹ zuzuschreiben, dass sie sich nicht daran gehalten habe. Dazu kommen dann noch die üblichen Vorhaltungen gegen die kleine Schwester: Sie nehme Drogen, führe ein selbstzerstörerisches Leben und pflege schädlichen Umgang. Cherie wurde zweimal wegen Besitz von Marihuana hochgenommen, allerdings liegt das schon zwölf beziehungsweise vierzehn Jahre zurück. Außerdem ist sie im Alter von achtzehn einmal wegen Ladendiebstahl festgenommen worden, das ist jetzt neunzehn Jahre her. Wie gesagt, liefern Sie mir was mit Heroin, Crack, Meth, Aids, verseuchte Spritzen, was weiß ich. Gras und ein bisschen Klauen reichen nicht.«

»Cheries mutmaßliche charakterliche Schwächen schrumpfen vor dem Gesetz auf ein Nichts zusammen.«

»Und ehrlich gesagt wirkt sie auf mich, als wäre sie wesentlich besser für die Mutterschaft geeignet als Connie.«

»Weil sie mehr Herz hat?«

»Weil sie Herz hat, weil sie offen und gesellig ist. Außerdem habe ich sie schon mit dem Baby gesehen, und die Kleine scheint sich ganz offensichtlich wohl bei ihr zu fühlen. Mit Connie habe ich das Kind noch nicht gesehen, weil wir noch am Anfang stehen und ich ein sechzehn Monate altes Baby nicht schon wieder von seiner Mami trennen wollte. Was meinen Sie?«

»Vollkommen richtig.«

»Gut. Wenn Connies Anwältin mich das nächste Mal nervt, ich soll ihrer Mandantin eine Chance geben, ihre Mütterlichkeit unter Beweis zu stellen, werde ich mich auf Ihre Erfahrung berufen.«

»Hartnäckig?«

»Eine echte Nervensäge«, sagte sie. »Ganz jung, Medea Wright, arbeitet für Stark & Stark, Sie kennen bestimmt deren Methoden, Niedertracht hat einen Namen.«

»Das könnte ein Problem werden«, gab ich zu bedenken.

»Wieso?«

Ich erzählte ihr von meinem Erlebnis mit Sterling Stark.

»Nicht zu fassen«, sagte sie. »Der alte Sack wollte Sie zum Meineid anstiften. Haben Sie ihn gemeldet?«

»Nein, ich hab ihn sofort verdrängt.«

»Wie schade, Sie hätten dem Mistkerl ernsthaft Ärger einbrocken können.«

»War nicht mein Ziel.«

»Sterling Stark«, sagte sie. »So, so. Wissen Sie was, Alex? Ich habe gute Nachrichten für Sie: Er lebt nicht mehr. Ist vor ein paar Jahren mitten auf dem Parkplatz vor dem Gericht zusammengebrochen. Gab eine große Beerdigung in Hancock Park, sämtliche Richter waren eingeladen. Soweit

ich weiß, sind sogar ein paar hingegangen. Jedenfalls gibt es da keinerlei Interessenkonflikt.«

»Wer vertritt Cherie?«

»Ein selbstständiger Anwalt aus San Fernando Valley namens Myron Ballister.« Sie legte die Stirn in Falten.

»Kein Schwergewicht.«

»Alles andere als das«, sagte sie. »Der verlangt mit Sicherheit nicht solche Stundensätze wie Stark & Stark. Klar sind das ziemlich ungleiche Voraussetzungen. Andererseits hat Cherie das Recht auf ihrer Seite, und Medea macht sich einen Spaß daraus, lächerliche Anträge einzureichen und immer mehr Stunden abzurechnen.«

»Anträge, die man nicht einfach in die Tonne treten kann.«

Sie nahm noch eine Schokolade, die sie langsam auswickelte und dann rasch aß. »Ich kann's gar nicht erwarten, aus dieser Mühle rauszukommen und endlich richtige Verbrecher zu jagen. Also, sind Sie dabei?«

»Klar.«

»Perfekt«, erwiderte sie. »Keine Kinder? Ob Ihnen das hilft, objektiv zu bleiben?«

»Nein«, sagte ich. »Aber so ist es eben.«

Sie musterte mich. »Verheiratet?«

»Beinahe.«

»Verlobt?«

»Langjährige Beziehung.«

»Sie lassen sich Zeit, was? Warum auch nicht, das Leben ist zu kurz, um dumme Fehler zu machen. Okay, ich schicke Ihnen die Akten zu.«

»Eine Frage«, sagte ich. »Wie alt war Rambla, als Cherie sie bei Connie ließ?«

»Sechs Monate.«

»In dieser Phase«, sagte ich, »fangen Babys an, sich aufzusetzen, krabbeln, ziehen sich hoch und machen vielleicht sogar schon erste Schritte. Auch die Sprache entwickelt sich – Plappern, Mama sagen.«

»Und?«

»Nun, es ist eine spannende Phase für Eltern. Connie hat Spaß mit ihr gehabt.«

»Spielt das eine Rolle?«

»Ich versuche, mir vorzustellen, wie die Erfahrung für sie war, zu verstehen, warum sie solchen Druck macht.«

»Vielleicht«, sagte sie. »Ich werde trotz allem das Gefühl nicht los, dass sie ihre Schwester schlichtweg nicht ausste-
hen kann.«

4

Zwei Tage nach meinem Gespräch mit Richterin Maestro brachte ein Gerichtsbote eine Fotokopie der Akte *Sykes* ./ *Sykes* zu mir nach Hause. Das fünfzehn Zentimeter dicke Werk enthielt zahllose Anträge und Gegenanträge, die dem, was Maestro mir berichtet hatte, nichts hinzufügten. Ich las mir alles Wort für Wort aufmerksam durch, denn im Zeugenstand konnte es sich bitter rächen, wenn man nicht mit den Details vertraut war.

Als ich fertig war, hatten Medea Wright und Myron Ballister bereits bei meinem Telefondienst angerufen. Ohne auf ihre Anrufe zu reagieren, schrieb ich der Richterin eine E-Mail, in der ich ihr mitteilte, dass ich, sobald mein Vorschuss eingegangen sei, gern mit den Schwestern sprechen würde. Eine Rechnung auf der Basis der geschätzten Kosten hatte ich angefügt.

Ich verlangte diesmal weniger als sonst, weil mir der Fall ziemlich simpel erschien: Cherie Sykes hatte das uneingeschränkte Sorgerecht für ihr Kind, solange das Gericht nicht zu dem Schluss kam, dass sie eine unmittelbare Gefahr für das Baby und seine psychosoziale Entwicklung darstellte.

Am nächsten Morgen rief mich Maestro an. »Sie sind ganz schön geschäftstüchtig, Dr. Alex. Erst das Geld, dann die Arbeit.«

»Meine Erfahrung ist, dass es so am besten funktioniert.«

Sie lachte. »Schutz vor zornigen Prozessgegnern, was? Schön, ich werde das Geld anweisen, dann können Sie sich mit Wright und Ballister in Verbindung setzen. Die beiden können es gar nicht abwarten, mit Ihnen zu sprechen.«

»Sie haben bereits angerufen. Ich habe aber nicht die Absicht, mich mit ihnen zu unterhalten.«

»Warum nicht?«

»Sie würden nur wiederholen, was in der Akte steht, und versuchen, mich zu beeinflussen. Außerdem müsste ich Ihnen für Gespräche mit den Anwälten zusätzliche Kosten in Rechnung stellen. Als Schmerzensgeld.«

»Juristen sind nicht Ihr Fall, was?«

»Oh, das kann man so gar nicht sagen, Nancy. Das Leben ist einfach zu kurz für so was.«

Eine Woche später traf ein Scheck vom Gericht ein. Ich rief Cherie Sykes zu Hause an und hörte eine AB-Ansage, in deren Hintergrund Musik lief, die wie Lynyrd Skynyrd klang, nur viel zu langsam abgespielt und eiernd.

»*Hier ist Ree. Hinterlass mir deine Botschaft.*« Kichern.

Ich beschloss, ihr einen Tag Zeit zu geben, bevor ich ihre Schwester anrief. Zwei Stunden später klingelte das Telefon.

»Hi, hier ist Ree! Sie sind der Psychologe!« Sie war siebenunddreißig, doch ihre Stimme war glockenhell wie die eines Teenagers.

»Der bin ich.«

»Ich freu mich so drauf, mich mit Ihnen zu treffen. Um endlich diese Schei... diese Sache mit meiner Schwester zu beenden.«

»Wie wär's mit morgen um zehn?«

»Perfekt! Bis dann!«

»Haben Sie meine Adresse?«

Stille. »Die brauche ich wohl. Sie denken jetzt bestimmt, ich bin unzuverlässig.«

Ich nannte ihr meine Daten.

»Denken Sie das denn?«, fragte sie. »Dass ich unzuverlässig bin? Bin ich nämlich nicht, egal was irgendjemand über mich sagt. Das kommt jetzt nur, weil ich nervös bin.«

»Niemand mag es, beurteilt zu werden.«

»Ja, aber das ist es nicht, Doc. Es ist meine Schwester. Sie spinnt total.«

Trotzdem hast du dein Kind achtundachtzig Tage bei ihr gelassen.

»Wir reden morgen darüber.«

»Auf jeden Fall«, sagte sie. »Wir werden viel zu bereden haben!«

Sie kam fünf Minuten zu spät und entschuldigte sich mit einem kurzen Lächeln dafür, dass sie sich »im wilden Labyrinth der Straßen« verirrt habe.

Mein Haus ist ein schlichtes weißes Gebilde am Ende eines nicht beschilderten Weges – eines ehemaligen Reitpfades – im Nordwesten von Beverly Glen. Sobald man einmal dort ist, ist es nicht zu verfehlen. Bis dahin aber – viel Glück.

Besucher, die zum ersten Mal hier sind, sprechen meist das Licht und die Aussicht an. Cherie »Ree« Sykes stand in meinem Wohnzimmer und blickte zu Boden. Ich nahm ihre Hand, die feuchtkalt war; sie zog sie rasch zurück, als fürchtete sie, ihr Schwitzen könne sie verraten.

Sie war groß und kräftig gebaut und sah mit ihren gelb-orange gefärbten Haaren eher älter aus, als sie war. Die flammenden Locken waren zu einem Zopf geflochten, der

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jonathan Kellerman

Killer

Ein Alex-Delaware-Roman 29
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48144-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Alex Delaware im Visier eines gnadenlosen Killers.

Der brillante Psychologe Alex Delaware hat Erfahrung mit dem kranken Geist. Dennoch scheint Constance Sykes, eine kultivierte und erfolgreiche Ärztin, niemand zu sein, den man fürchten müsste. Doch als Delaware in einen bizarren Sorgerechtsstreit zwischen Constance und ihrer Schwester verwickelt wird, beginnt er zu erahnen, wie gefährlich sie ist. Als der Gerichtsprozess schließlich in einem kaltblütigen Mord eskaliert und das kleine Mädchen, das im Zentrum des Rechtsstreits stand, spurlos verschwindet, müssen Detective Sturgis und Delaware sich gegen ein korruptes System und den Abschaum von L.A. stellen, um ein unschuldiges Leben zu retten.



[Der Titel im Katalog](#)